

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832
1837**

1 (25.12.1836)

Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.^o 1.

Zehnter Jahrgang.

1837.

Das Unterhaltungsblatt an seine Leser,

bei Eröffnung des zehnten Jahrgangs, am ersten Januar 1837.

Zehn Jahre sind nun abgethan,
Seit ich die Welt betreten;
Gar schüchtern trat ich auf den Plan,
Und wagte kaum zu reden.
Erst trug man mich in Windeln aus,
Bald aber schlüpfst' ich frei heraus,
Und stand auf eig'nen Füßen.

Ich trat nun ein in jedes Haus,
Wo fromme Kindlein wohnen;
Da theilt' ich meine Gaben aus,
Die ich aus allen Zonen,
Von Asia und Afrika,
Australien, Amerika,
Und von Europa brachte.

Dem einen legt' ich einen Fisch,
Ein Säugethier dem andern;
Dem einen Vögel auf den Tisch,
Und ließ im Geist ihn wandern,
Durch Städte und Länder, Berg' und Thal,
Und über's Meer, und überall,
Erzählt' ich ihm Geschichten.

Und Jung und Alt lauscht meinem Wort,
Hiß freundlich mich willkommen,
Fand meinen Tisch an jedem Ort,
Durst' immer wieder kommen,
So treib' ich's nun schon jeden Jahr,
Und sehe nun, zum Vöblein gar
Erwachsen, vor der Thüre.

Daß Reisen in der weiten Welt,
Im Sonnenschein und Schatten,
In frischer Luft auf freiem Feld,
Kam trefflich mir zu Statten;
Ich wurde stark dabei und dick,
Und brachte stets nach Haus zurück,
Zwei rosenrothe Wangen.

Hier steh' ich nun im Lockenhaar,
Mit abgezog'nem Hute,
Und wünsche euch zum neuen Jahr,
Von Herzen alles Gute,
Nehmt freundlich mich in euer Haus,
Ich will euch dann beim Sonntagschmaus,
Mit Märchen regalisieren.

Dies machte manchem Andern Lust,
Sein Glück auch zu probiren;
Sie warfen stracks sich in die Brust,
Ihr Bündelchen zu schnüren,
Und feuchten nach auf jedem Steg,
Und traten keck mir in den Weg,
Den Rang mir abzulaufen.

Von Norden und von Süden her,
Kam mancher lock're Zeisig,
Und trugen all' ihr Känzchen schwer,
Wohl an die sechs und dreißig.
Sie strichen mir in das Revier,
Und machten sich zuvor Quartier,
In allen Zeitungsblättern.

Ein wilder Bursch aus Engelland,
Kam gar daber geritten,
Ein Magazin in seiner Hand,
Fast wie von Holz geschmitten,
Er saß auf einem magerm Pferd,
Das war nur einen Pfennig werth,
Thät ganz gewaltig lärmern.

Er fehrte in jedem Wirthshaus ein,
Tritt in der Gäste Mitte,
Legt auf den Tisch sein langes Bein,
Nach seines Volk's Sitte.
Hat er getrunken dann den Wein,
So packt er wohl den Käs noch ein,
Nimmt ihn mit auf die Reise.

Als ich den toll'n Renner sah,
Erbebt' ich für mein Leben,
Er fällt die Lanze, schreit Hurrah!
Will mich vom Sattel heben.
Allein ich schnurrte links vorbei,
Und wand're weiter frank und frei,
Zu meinen alten Freunden.

*) Das Unterhaltungsblatt wurde im Anfang mit dem Karlsruher Wochenblatt ausgegeben.

Karl der Große.

(Mit einer Abbildung Tab. I.)

Nichts bietet unserm Geiste vielleicht so viel Stoff zu einer fruchtbaren Neujahrsbetrachtung dar, als der Blick auf einen großen Mann der Vorzeit. Unwillkürlich drängt sich uns dabei der Gedanke an den Wechsel aller irdischen Verhältnisse und eine Vergleichung zwischen seiner und unserer Zeit auf. Fällt diese Vergleichung zu unserm Vortheil aus, so werden wir dankbar die Vorsehung preisen, daß sie uns in einem Jahrhundert geboren werden ließ, das so manches Gute vereinigt; müssen wir aber bei dem Rückblick auf die Vorzeit gestehen, daß damals höhere Tugenden, ein größerer Heldemuth, eine tiefere Gottesfurcht, eine reinere Vaterlandsliebe und eine höhere sittliche Kraft die Herzen der Menschen besetzte, so kann uns dieses ein mächtiger Antrieb werden, durch ein ernstes Streben nach Weisheit und Rechtschaffenheit das Bessere auch für unsere Zeit herbeizurufen. Ganz besonders aber kann der Blick auf das Bild eines großen Mannes, in dem wir alle Tugenden und alle Fehler seiner Zeit, gleichsam in einem Punkte, vereinigt sehen, für uns ein treuer Spiegel werden, in dem wir uns mit allen unsern Vorzügen und Schwächen erkennen, und dieß muß uns zur Nachahmung ermuntern, wenn wir uns etwa tief unter diesem Vorbilde stehen sehen.

Für den deutschen Jüngling gibt es vielleicht keine Gestalt in der Geschichte seines Vaterlandes die ihn mehr anzieht und fesselt, als die des großen Karl. Wohl saßen auf dem deutschen Kaiserthron eblere, mildere und liebenswürdigere Herrscher, als er war; aber an Körper- und Geisteskraft, an Kühnheit, Ausdauer, Willensstärke und gleichsam kolossaler Größe überragt er alle andern. Er steht in dieser Beziehung wahrhaft einzig und großartig da, und könnte mit Recht als der Repräsentant des eisernen Mittelalters betrachtet werden. Einige Züge aus seinem Bilde, so wie eine Darstellung seiner Geschichte werden uns dieses bestätigen.

Karl der Große war der Sohn Pipins des Kleinen, jenes mächtigen Herrschers der Franken, der seinen Namen durch den Raub der fränkischen Königskrone, so wie durch glorreiche Siege eben so berühmt, als berühmter gemacht hat. Auch sein Großvater und Urgroßvater waren berühmte und wahrhaft große Männer; denn jener war der tapfere Karl Martell, der Besieger der furchtbaren Sarazenen, und dieser war Pipin von Herstahl, Großhofmeister des fränkischen Reiches, ein Name, der ebenfalls in der Geschichte von gutem Klange ist. Pipin, welcher im Jahre 768 starb, hinterließ sein Reich seinen beiden Söhnen Karl und Karlmann.

Diese regierten einige Jahre gemeinschaftlich; aber im Jahre 771 starb der Letztere, und Karl war nun Alleinherrscher. Es liegt ein schwerer Verdacht auf ihm, er habe seinen Bruder gemordet; wenigstens flüchteten dessen Gattin und Kinder zu dem Longobardenkönig Desiderius nach Italien. Dieser nahm die Flüchtigen auf, und darüber ergrimmt Karl, und zog feindlich nach Italien. Mit ihm zog die Siegesgöttin. Die Geschichte erzählt, daß Desiderius, als er von dem Thurme seiner Hauptstadt Pavia Karls riesige Helbengestalt daher reiten sah, vor Schrecken erbleicht und beinahe niedergesunken sei. Es war eine Ahnung seines Schicksals. Pavia ward belagert, die Longobarden wurden geschlagen, und Hunger und Seuche erzwangen nach zehn Monaten die Uebergabe. Desiderius ward seiner Augen beraubt und verkrümmerte in einem klösterlichen Gefängniß, und Karl setzte sich die Krone der Longobarden aufs Haupt. Nun war der Herrscher der Franken der mächtigste König der Christenheit, und gegen ihn konnte, nach der damaligen Lage Europa's, kein anderer König und kein Volk im Streite aufkommen. Demohngeachtet legte er beinahe seine ganze Regierungszeit über das Schwert nicht aus der Hand und sein Haupt nicht ruhig zum Frieden nieder. Es gehörte mit zur Aufgabe seines Lebens, alle Völker, an den Gränzen seines ungeheuren Reiches, die sich noch nicht zum Christenthum bekannten, mit der Gewalt der Waffen zur Annahme der Taufe zu zwingen. Das berühmteste und streitbarste unter diesen Völkern waren die Sachsen. Sie bewohnten in der damaligen Zeit die Länder von der Ostsee bis nach Thüringen, und von der Elbe fast bis an den Rhein, waren noch frei und hielten fest an ihrer Götzreligion und ihren Gebräuchen. Kamen zu ihnen christliche Abgesandte, die sie bekehren und taufen wollten, so erschlugen sie sie in wüthender Erbitterung, weil sie in ihnen Verräther ihrer Freiheit fürchteten. Sie hatten keine Städte, keine Könige und ihr armes Vaterland, unter dem damals noch rauhern Himmelsstrich, ernährte sie nur nothdürftig. Dennoch wollten sie von keiner besseren Verfassung wissen und lebten mit den Franken, deren Reich die Gränzen ihres Gebietes fast überall berührten, in unaufhörlichem Kriege. Karl, der nach den Begriffen seiner Zeit die Bekehrung der Heiden für das beseligendste und verdienstlichste Geschäft betrachtete, rückte nun gegen sie, und so entstand ein drei und dreißigjähriger blutiger Krieg, der vielen Tausenden von Franken und Sachsen das Leben kostete und sich endlich mit der gänzlichen Unterjochung und Bekehrung der Letzteren endigte. Schon der erste Zug in der Sachsen Land war glücklich und kurz; er gieng von Worms aus durch Hessen an die Weser und Dimel. Karl eroberte die Feste Chresburg und zerstörte die berühmte weit ver-

ehrte Irminsul oder Irminsäule, das größte Heiligtum der Sachsen, von dem wir nicht genau wissen, ob es ein Götterbild oder ein Denkmal Hermanns gewesen sey. Die Sachsen schlossen an der Weser Frieden und gaben zwölf Geißeln. Kaum aber war das fränkische Heer wieder abgezogen, so brachen die Sachsen aufs neue los, stürzten sich rasend über ihre verhassten Feinde, nahmen die Ehrenburg wieder und trugen in der Franken Land Verheerung und Tod. Karl eilt schnell zurück, bringt durch alle ihre Verhaue bis nach Lippspring, und hier ergaben sich die Sachsen wiederum und viele gelobten sogar, Christen zu werden und sich taufen zu lassen.

Im folgenden Jahre 777 konnte Karl schon einen Reichstag im sächsischen Lande zu Paderborn halten, wo das Volk zum großen Theile Treue schwur. Aber ihr kühnster Anführer, Wittekind, erschien nicht auf dem Reichstage; er hatte sich zu dem Normännischen König Siegfried geflüchtet und sann auf Rache gegen den Unterdrücker seines Volkes.

Während Karl auf dem Landtage zu Paderborn war, kam an ihn eine seltsame Gesandtschaft aus weiter Ferne. Es waren Araber, abgesandt von einem Emir in Spanien, der gegen einen andern arabischen Fürsten Hülfe begehrte. Das Glänzende der Unternehmung reizte den christlichen Helden. Er zog über die Pyrenäen, eroberte das Land bis an den Ebro und richtete durch seinen Sieg über die Araber den gebeugten Muth der christlichen Gothen in Spanien so sehr auf, daß sie von nun an Kühneres gegen die Ungläubigen wagten. Auf dem Rückzuge aber, als sich zwischen den rauhen Felsen der Pyrenäen auf walddunklem schmalen Wege sein Heer wie eine lange eiserne Schlange hinwinden mußte, gerieth sein Nachtrab, der vom Hauptheere getrennt war, in den Bergschluchten von Ronces-valles in den Hinterhalt der Bergbewohner, die ihnen auflauerten. Die Franken konnten in ihren schweren Rüstungen nicht fechten, und fielen mit ihrem tapfern Heerführer, Rolsand oder Rosand, dem Grafen der Seeküste am Kanal. Dies ist der berühmte Ritter Rolsand, von welchem späterhin in Sagen und Liedern so vieles gesungen worden ist.

Der heiligsten Eidschwüre ungeachtet, waren indeß die Sachsen wieder aufs Neue in das fränkische Gebiet eingefallen. Der kühne Wittekind war wieder aus seinem Zufluchtsorte zurückgekehrt und bahnte sich, alles mit Feuer und Schwert verheerend, eine blutige Bahn bis in die Gegend von Köln. Karl kehrte wieder, jagte die Feinde tief in ihr Land zurück, ließ 4500 Sachsen auf der Stelle enthaupten und drohte bei neuer Empörung noch grausamere Strafen. Diese Härte aber, statt Gehorsam zu gewinnen, reizte das ganze Sachsenvolk in seinen entlegensten

Wohnsitzen auf, und alle schwuren den Franken blutige Rache. Sie thaten Gelübde an ihren Götzen Wodan und versprachen ihm, auf seinem heiligen Harzgebirge Schafe, Auerochsen und alle gefangenen Franken zu schlachten. In ihrer Verzweiflung fochten sie auch mit so grimziger Wuth, daß Karl sich zurückziehen mußte. Doch mit verstärktem Heere drang er von Neuem vor und schlug sie an dem Flusse Hase im Osnabrück'schen so entscheidend, daß er bis an die Elbe vordringen konnte. Nun sahen Wittekind und Albion, die Heerführer der Sachsen, daß der Himmel ihres Volkes Schicksal entschieden habe und daß ein fernerer Widerstand es ganz vernichten würde. Sie gelobten dem gewaltigen Könige Unterwerfung und versprachen endlich, sich taufen zu lassen. Und sie hielten Wort. Im Jahre 785 kamen sie ins Frankenland und Karl selbst war Zeuge bei der Taufe des großen Wittekind und seiner Gemahlin Gera. Durch diesen Schritt gelangte der Held zum ruhigen Besitz seiner Güter und erhielt den größten Theil seines Vaterlandes zum Lehn. Von dieser Zeit an war das Sachsenland beruhigter und ließ sich die fränkischen Anordnungen und Einrichtungen besser gefallen. Allein Karl vermochte nicht auf seinen Lorbeern zu ruhen. Er hatte gefährliche Kriege in Süd, West und Ost seines Reiches mit den Wenden und Normännern, den Wilzen, Sorben, Böhmen und Longobarden zu bestehen, und oft geschah es, daß der unermüdete Held in einem und demselben Jahre in ganz entgegengesetzten Gegenden seines Reiches kämpfen mußte.

Einen andern Streit hatte Karl mit Tassilo, dem Herzoge von Baiern, aus dem Geschlechte der Agilolfinger. Dieser hatte schon Pipin, dem Vater Karls, die Heeresfolge geweigert, und wurde jetzt hart angeklagt, daß er die Awaren aus Ungarn zum Krieg gegen den König aufgereizt habe. Auf dem Reichstage zu Ingelheim saß Karl im Jahre 788 zu Gericht und der Abtrünnige wurde zum Tode verurtheilt. Die Gnade des Gewaltherrschers verwandelte die Todesstrafe in Klostergefängniß. Auch seine Söhne und Töchter wurden in Zellen verwiesen. Tassilo, der Sage nach geblendet, starb im Mönchsgewand.

Mit Tassilo hatten die Awaren in Oestreich und Ungarn Bündniß geschlossen. Nach seinem Sturze fielen sie in die fränkischen Länder, worüber Karl den Verrichtungskrieg wider sie erhob. Mit ungeheuren Zurüstungen, unermüdblich, mit äußerster Vorsicht und Anstrengung bekämpfte er das wilde Volk. In zehn Feldzügen und mit drei Heeren zugleich wurde gestritten, blutig für beide Theile, endlich verderbend für die Awaren. Er eroberte ihre festen Plätze, erbeutete unsäglich Reichthümer und bemächtigte sich ihres verödeten Landes bis zur Raab. Während dieser Feldzüge faßte Karl den kühnen Gedanken, den Rhein

mit der Donau vermittelst des Mains, der Nebnis und der Altmühl zu vereinigen. Schon ward ein Kanal eröffnet; aber natürliche Hindernisse, Unerfahrenheit der Arbeiter und die Empörung der Sachsen, welche Karl Kriegsdienste zu leisten weigerten, hemmten das Unternehmen. Der König mußte nun noch einen Streifzug in das Land der Sachsen machen, auf dem er 797 bis an den Ocean zwischen der Elb- und Weser-Mündung kam. Endlich im Jahr 803 unterwarf sich das unruhige Volk ganz und auf immer; sie entsagten dem Götzendienste, huldigten dem Könige und vereinigten sich ganz mit dem fränkischen Reiche und erhielten dafür die Zusage, daß sie frei seyn und nach ihren eigenen Gesetzen durch Grafen und königliche Sendboten regiert werden sollten. Um die Ruhe bei ihnen auf immer zu befestigen, verpflanzte Karl noch etwa 10000 der Widerspenstigen von der Elbe in das fränkische Land, als Anbauer auf die Königshöfe und von dieser Verpflanzung haben wahrscheinlich noch Sachsenhausen bei Frankfurt und Wertheim, so wie Sachsenheim und Sachsenflur in Franken ihre Namen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schwester Rembrandt's.

(Fortsetzung von Seite 202.)

Nachdem sie lange genug in der Küche gewesen war, ohne zu wissen warum; nachdem sie in ihr Kämmerchen gestiegen war, um da Ruhe zu finden, entschloß sich Louise endlich in den Garten hinunter zu gehen, um ihren Wangen Zeit zu lassen die Röthe zu verlieren, und den Gästen, um die unvorsichtigen Worte des Meisters van Zwanenburg zu vergessen. Sie ging also durch die dunklen Alleen die der Mond hie und da mit seinem Strahle freundlich durchbrach. Alles war stille, sogar der Wind seufzte nicht, sogar die Blätter liepelten nicht; nur zuweilen wurde die feierliche Stille von dem Falle der Blätter unterbrochen, die sich traurig in das Grab so vieler schon vor ihnen gefallenem niederlegten.

Louise war eine Zeitlang auf und abgegangen, als sie vor einer großen Eiche stehen blieb, deren ausgebreitete Zweige sie an die Bäume erinnerte, die sie in ihrer Kindheit vor dem Haus gesehen hatte, in dem ihre Mutter gestorben war. Traurige Rück Erinnerungen bemächtigten sich allmählig ihres Herzens und die letzten Worte ihrer guten seligen Mutter schienen ihr deutlich in die Ohren zu klingen. Dann schien es ihr, als ob die fromme Frau mit einem traurigen aber zufriedenen Blicke auf sie herabsähe, wie zur Zeit als sie sich zum ersten Male zur Mutter ihrer kleinen Geschwister machte; es schien ihr,

als ob dieser Blick ein neues Opfer zu Gunsten der Waisen verlange, die sie ihrer Zärtlichkeit anvertraut hatte.

Eine traurige Ahnung erfaßte Louisons Herz: sie sah sich ängstlich um und eilte schnellen Schrittes durch die dunklen Gänge, aber als sie durch den Vorgang des Hauses schlich, hörte sie ein leises Geflüster.

Sie stand stille.

Es waren Saturnin und Therese.

Ich werde meine Pflicht erfüllen, sagte Saturnin, aber es wird mir das Leben kosten. Lebwohl, Therese, lebwohl!

Therese weinte.

VII.

Zwei Schulen theilten damals die Malerei: die idealische und die natürliche.

Die Anhänger der Ersteren wollten nur vollkommene und in dem höchsten Grade edle Formen; die Anderen gaben die Gegenstände so wieder, wie sie dieselben sahen, ohne Schmeichelei.

Meister Jakob van Zwanenburg gehörte dieser letztern Schule an, der Schule der Natur, die für traurige und enträuschte Seelen paßt, die erhabene Natur der Wirklichkeit und ohne den Schein einer lachenden und himmlischen Einbildungskraft. Seine Dichtung bestand nicht in lachenden und gewählten Formen, nicht in einem Himmel, glänzend vom Lichte; nicht in Bäumen, auf deren einzelnen Blättern die goldenen Strahlen der Sonne prächtig wieder scheinen. Nein sein getäushtes Herz verlangte das Innere dunkler, trüber Bierschenken; es verlangte Trinker, die das Leben in den abstumpfenden Freuden der Trunkenheit vergessen, oder den trüben grauen Himmel der Niedertande; ihren kalten Regen, ihre kothigen Wege und in der Mitte von allen diesen irgend einen armen Tropf, der zitternd und Zähneklappernd daher zu schleichen scheint.

Arbeite, sagte er zu Paul Rembrandt, der nach dem Gebrauche der Maler der damaligen Zeit, seinen Namen verändert hatte; arbeite, denn du hast noch Glauben an die Zukunft und an die Hoffnung. Arbeite, wiederholte er, wenn selbst entmuthigt, er seine Arbeit verließ und die Pinsel wegwarf; arbeite Paul, denn auf dir ruhen mein Geist und mein Ruhm. Ich lebe nur durch dich und für dich; ich werde mich über meine Dunkelheit trösten, wenn du nur berühmt wirst: denn du wirst mein Werk seyn!

Und Paul, schweigend, zurückgezogen in die entfernteste und dunkelste Ecke der Werkstätte, ohne seinem Meister zu antworten, ohne ein Wort an seine Gefährten zu richten, ohne einen Blick auf ihre Gemälde zu werfen, widmete



Die Schwester Rembrandt's N^o 2.

G. Nehrlich.

Badische
Landesbibliothek

sich mit wilder Leidenschaft der Kunst. Immerwährend in der Gesellschaft seines Pflegevaters hatte er allmählig dessen menschenfeindliche Ideen angenommen.

Diese tiefe Traurigkeit und diese Verachtung der Menschen wuchsen plötzlich und auf eine so auffallende Weise, daß man sich allerlei Geschichten darüber in der Werkstätte erzählte. Aber diese Vermuthungen sind so unglaublich, daß wir denselben keinen Glauben schenken dürfen.

Die Qual die den jungen Rembrandt verzehrte, war die Sucht nach Ruhm; eine Qual, die eine jugendliche Stirne bleicht und die langsam verzehrt, wenn sie nicht plötzlich tödtet. Seine Dunkelheit drückte ihn nieder und er geberdete sich wie ein Stummer, der in Verzweiflung geräth die Gedanken nicht ausdrücken zu können, von denen sein Geist übersprudelt, denn er war noch nicht vertraut genug mit der Kunst, als daß sie getreulich sein Genie wiedergeben konnte. Wenn er ein Gemälde vollendet hatte, denn trug er es zu seinem Meister, der es lange und aufmerksam betrachtete, und es ihm mit den Worten wiedergab: Mein Kind, du stammelst noch!

Dann entfernte er sich und sagte nichts mehr.

Paul Rembrandt lehnte sich gegen das Urtheil seines Meisters auf; er beschuldigte ihn des Mangels an Geschmack und Richtigkeit; er äußerte sogar zuweilen das Wort Eifersucht; verließ die Werkstätte, näherte sich dem Meister lange nicht und unternahm irgend einen Ausflug auf dem Lande. Aber eines Morgens sah man ihn dann unerwartet wieder auf seinem Plage in der Werkstätte, eine neue Leinwand auf der Staffeley und die Palette in der Hand.

Drei Tage vor dem Mittagessen, dessen wir erwähnten, hatte Paul ein Gemälde vollendet, welches er während eines Ausfluges begonnen. Seiner Gewohnheit gemäß kam er zu seinem Meister, um es ihm zu zeigen: es war das Innere seines väterlichen Hauses, sein alter dunkler Hof, und sein großes Thor, mit dunklem Bogengange; alles dieses war mit den Wirkungen eines tiefen Schattens gemahlt, die Rembrandt allein verstanden zu haben scheint, die er zuerst anwandte und die Niemand nach ihm wieder hervorgebracht hat.

Dieses Mal belebten sich die Augen des alten Meisters, er zitterte vor Freude und war so ergriffen, daß er das Gemälde hinsetzen mußte, um die Thränen der Freude aus den Augen zu wischen. Dann nahm er das Gemälde wieder in die Hand und beobachtete es schweigend. Mittlerweile stand Paul schwerathmend, blaß, mit nieder gebeugtem Kopfe, aber mit unverkennbarer Freude im Herzen, neben dem Meister.

Meister van Zwanenburg setzte langsam und vorsichtig das Gemälde auf die Staffeley, entblößte sein kahles, ehrwürdiges Haupt und verbeugte sich ehrerbietig.

Meister, sagte er, ich darf nicht länger hier gebieten, du mußt es! Die Schüler erstaunt und ergriffen von dieser rührenden und feierlichen Scene, versammelten sich um das Gemälde Pauls und wünschten ihm mit einem Feuer Glück, die jeden andern als wie ihn gerührt haben würde. Aber er, ohne ihnen zu antworten, ohne ihnen zu danken, immer traurig, immer finster, entfernte sich und eilte an einen einsamen Ort um seine tiefe Rührung, seinen Triumph zu verbergen.

Er hat mich verstanden, dachte er; aber werden die andern mich auch so verstehen, wie dieser Greis? Werde ich für mein Talent Ruhm, Reichthümer und Ehren empfangen? O wie lange wird es noch dauern?

Nachdem Meister van Zwanenburg die anderen Schüler entlassen hatte, ließ er Louisen rufen; sie trat in die Werkstätte und erkundigte sich nach seinem Begehren. Schweigend nahm der alte Meister sie bei der Hand und führte sie vor das Gemälde.

Der Anblick ihres elterlichen Hauses machte anfangs einen trüben Eindruck auf sie, aber, vertraut mit den Geheimnissen der Kunst, von denen sie immer sprechen hörte, äußerte sie endlich ihre Bewunderung über ein so vollkommenes Meisterstück. Mein würdiger Freund, sagte sie, vertraulich auf van Zwanenburg's Arm lehrend, jetzt werdet ihr nicht sagen, daß der Käfig den Flug des Adlers hemmt; er hat sich kühn emporgeschwungen: das ist Euer schönstes Werk! es übertrifft alles bisher Gemalte. Van Zwanenburg sah sie traurig an und seufzte: Dieses Gemälde ist nicht von mir, Louise; es ist von deinem Bruder!

Thränen der Freude flossen über Louisens Wangen; sie faltete ihre Hände und dankte Gott so inbrünstig für diese neue Gnade, daß das Herz des alten Meisters von Rührung erschüttert wurde.

Wie? ich könnte eifersüchtig auf meinen Sohn seyn? dachte der Meister; nein, nein! ein solcher Gedanke sey weit entfernt von mir! Er schlug seinen Mantel um, übergab das Gemälde Pauls einem Diener, ging augenblicklich aus, ohne jemand von seinem Vorhaben zu unterrichten, sogar Louisen nicht, die ihren Bruder überall suchte um ihn zu umarmen.

Ihr Bruder lehrte erst spät am Abend zurück, und war eben im Begriffe sich zur Ruhe zu legen, als er leise an die Kammerthüre klopfen hörte und Louise behutsam hereintreten sah.

Schläfst du, Paul?

Nein; aber warum kommst du so spät? Was für

ein wichtiges Geschäft veranlaßte dich dazu? Sie schloß seine beiden Hände in die Ihrigen und sah ihn zärtlich an: Und dein Gemälde, Paul, willst du nicht, daß ich dir Glück wünsche?

Da konnte der finstere Paul der Rührung nicht widerstehen, von der er sich ergriffen fühlte: Schwester! Meine gute Schwester! rief er aus, sie in seine Arme schließend. O meine gute Schwester!!

Zwei Drittel der Nacht entschwanden in süßen Ergüssen des Herzens; und als sie sich getrennt und Louise ihr Kämmerchen erreicht hatte, sagte sie, indem sie ihr Gebet beendigte: Ich danke dir, mein Gott, daß du das Herz meines Bruders gerührt und seine Traurigkeit mit Erbarmen angesehen hast! Ich danke Dir, daß du mich zu seiner Trösterin gewählt hast! Ach! am folgenden Tage war Paul in seinen vorigen Trübsinn verfallen!

Meister van Zwanenburg hatte Niemanden gesagt wohin er gehe mit dem Gemälde seines Schülers; denn er wollte ihm eine neue Freude bereiten. Man erwartete in Leiden den berühmten Kunsthändler Massart, und van Zwanenburg wollte denselben veranlassen das Meisterwerk Paul's, zu einem hohen Preise, zu kaufen.

Unglücklicherweise war Massart übelgelaunt, und, überdies, sich wenig auf Kunstwerke verstehend, nicht geneigt das Gemälde zu kaufen. Diese unangenehme Nachricht wurde dem alten Meister in eben dem Augenblicke gebracht, als er, Dank sey es dem Weine, seinem Schüler Paul das Geheimniß dieses Handels mittheilte.

Sie werden es dir bezahlen, sagte er, sie werden es dir mit hundert Gulden bezahlen: nicht einen einzigen weniger, und machen sie gar Miene zu markten, dann sollen sie es gar nicht haben. Aber siehe da Meister Brousmiche, den ich beauftragte die Antwort von Meister Massart zu holen.

Nun?

Nun! . . . erwiderte Brousmiche stockend.

Aber sprich doch, sprich laut! Warum so viele Umstände und dieses Geheimniß? Jeder weiß woher du kommst: sprich, schnell!

Dieser einfältige Massart kennt so viel davon als mein Schuh, erwiderte Brousmiche von allen Seiten gedrängt; er will keine hundert Gulden für das Gemälde zahlen. Und wie viel bietet er dann? frug verächtlich van Zwanenburg. Wie viel bietet denn Meister Massart, der Gemäldehändler. Brousmiche wollte es dem Meister ins Ohr flüstern. Sprich doch laut, du Geheimnißkrämer! Sprich! Nun? Was bietet Massart . . . Nichts! Er will es nicht umsonst. Wenn man es ihm geben wollte, er würde es nicht annehmen. Das sind seine eigenen Worte. Das Gesicht van Zwanenburg's färbte sich scharlachroth. . . .

Paul Rembrandt, blaß und außer sich, bestrebte sich seine Fassung zu behaupten; einige Schüler lächelten, alle schlugen die Augen nieder.

Geht und sage diesem Massart, daß er ein Tölpel, ein Dummkopf, ein Esel . . . Mein Vater, mein lieber Vater, beruhigt Euch, stammelte Paul und, den Greis unter dem Arm fassend, führte er ihn aus der Werkstätte.

Louise, versunken in ihren Kummer, hatte von den Ereignissen des Tages nichts als die Folgen erfahren: das heißt, Meister van Zwanenburg's Unwohlseyn. Als der Greis jedoch ins Bett gebracht worden war und ruhig schlummerte, da entfernte sich Louise und ging in ihr Kämmerchen, um über ihr Schicksal nachzudenken.

Saturnin liebt sie nicht! er, den sie von ganzem Herzen liebte! Die Worte der Liebe, die er ihr sagte, waren also Lügen! Er betrog sie!

Und es ist Therese, meine Schwester, die sich mit dem Undankbaren vereinigte, um ein armes, vertrauensvolles und argloses Weib zu betrügen!

Nun! wenn sie sie betrogen haben, dann sollen sie die Frucht ihres Betrugs genießen! Sie wird Saturnin heirathen: sie wird unglücklich seyn, aber sie werden es auch seyn!

Sie steht verwirrt von ihrem Lager auf: sie geht zwecklos umher, athemlos, mit brennenden Wangen und trockenem Auge.

Plötzlich bleibt sie vor dem Bilde ihrer Mutter stehen und heiße Thränen quellen aus ihren Augen.

Als die ersten Strahlen der Morgenröthe in ihr Kämmerchen drangen, beleuchteten sie Louises bleiche Züge und ihre Purpurstrahlen schienen nieder auf ihre gefalteten Hände, denn sie lag noch auf ihren Knien und betete.

Da, stark und entschlossen, erhebt sie sich, und sucht Meister van Zwanenburg auf, der schon, seinen trüben Gedanken nachhängend und noch halb krank, im Garten auf und ab ging.

Nie! Nie! erwiderte heftig der alte Meister auf die ersten Worte Louises. Nie, ich schwöre es bei meiner Seligkeit!

Louise mußte den Meister verlassen, ohne von ihm die Gewährung ihres Wunsches erhalten zu haben.

Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß ihr dieses widerfuhr; es war das erste Mal, daß Meister van Zwanenburg gegen Louise einen so barschen und bestimmten Ton annahm.

Was hatte sie denn von ihm verlangt?

Die Hand Therensens für Saturnin!

VIII.

Als die Schüler des Meisters von Zwanenburg zur gewohnten Stunde in sein Haus traten, konnten sie sich die Veränderung nicht erklären, die sie überall erblickten. Jedermann schien bewegt und seiner Sinne nicht mehr mächtig: die beiden Diensthoten liefen zwecklos durchs Haus; Louise saß nicht auf ihrer gewöhnlichen Stelle, von welcher sie die Vorübergehenden mit einem Nicken des Kopfes grüßte, ohne von ihrer Arbeit aufzusehen; Theresen, die hübsche Theresen, war nicht in dem Vorgange des Hauses, um Saturnin einen Blick zuzuwerfen. Und am auffallendsten von Allem war die tiefe Stille, die in der Werkstätte herrschte. Der gleichmäßige Schritt des Meisters von Zwanenburg erklang nicht auf den Tannendielen und sein Husten und seine brummende Stimme geboten den jungen leichtsinnigen Schülern nicht Stillschweigen und Aufmerksamkeit.

Nur Paul Gerres, oder vielmehr Rembrandt, wie seine Gefährten ihn nannten, nahm seinen alten Platz ein und arbeitete mit seiner gewöhnlichen Verschlossenheit.

Meister von Zwanenburg vergaß seine Werkstätte und seine Schüler, weil die Zuneigung Saturnin's und Theresen's die ihm Undankbarkeit und Verrath schien, den alten Menschenhaß, in seiner vollen Kraft wieder in ihm erweckt hatte; jenen Haß, den der Trost Louisen und den Reiz, den sie um sich verbreitete, vollkommen einschläfert hatte. Denn seit sieben Jahren, stieß er umsonst bittere und gehässige Worte aus; jene Bitterkeit und jener Haß wurden täglich schwächer in seinem Herzen: gleich einem Meere, murmelten sie noch nach einem Sturme, aber ohne Drohen und Gefahr.

Dessen ungeachtet hatte die Nachricht von der Liebe der jungen Leute die alte Wunde aufgerissen, und sogar die Aufopferung Louisen konnte den Schmerz nicht lindern. Ganz den Plänen der Züchtigung und dem Unwillen sich hingebend, bemerkte er mit Freude Saturnin, der sich im Vorzimmer der Werkstätte zeigte, um Theresen zu suchen.

Ihr sucht mich wohl nicht, aber ich suche Euch, sagte er mit strengem Tone.

Und er führte den armen jungen Mann, der von einem unbeschreiblichen Schrecken ergriffen war, in den Hintergrund des Gartens.

Ihr seyd ein Krämer, nur ein erbärmlicher Krämer! Aus strafbarer Nachgiebigkeit habe ich Euch erlaubt, zu jeder Stunde in meine Werkstätte, in mein Haus zu dringen. Ich habe Euch wie meinen Sohn behandelt; ich wollte Euer Glück; ich wollte Euch anvertrauen, was mir das Theuerste auf Erden ist: einen Engel, den Inbegriff alles Guten und Edlen. Antwortet! Wie habt

Ihr mich für diese Wohlthaten belohnt, Elender, Undankbarer?

Saturnin schauderte.

Ja, Undankbarer! ich wiederhole es. Undankbarer Mensch, der die Pflgetochter seines Freundes und die Schwester seiner Braut schändlich betrügt!

Gib wohl Acht, was ich Dir sage, Saturnin! Jede Gemeinschaft zwischen uns ist aufgehoben. Ich verbiete Dir mein Haus, Du sollst nie, nein nie wieder über meine Schwelle treten. Geh und komme nie wieder vor meine Augen.

Saturnin sank erschüttert zu den Füßen von van Zwanenburg.

D sprecht nicht also mit mir: nicht also! Ich bin strafbar, aber mein Fehler ist nicht unerseglieh. Louise kennt mein schreckliches Geheimniß nicht und mein ganzes Leben

Ja, Ihr werdet sie betrügen, nicht wahr? Aber Dein Fehler kann nicht wieder gut gemacht werden, es ist zu spät: sie weiß alles! Gehe, geh aus meinen Augen!

Meister von Zwanenburg! Hört doch! Wo lauft Ihr denn hin? Ich bringe Euch gute Nachricht! Schrieder alte Brousmiche von Weitem.

Last mich zufrieden, ich habe keine Zeit Euch anzuhören.

Ihr werdet mich aber doch anhören. Meister von Bouter, der berühmte Kunsthändler, der im Haag wohnt, ist in Leiden angekommen.

D das ist ein Narr, wie Massart!

Kein Narr, denn er hat mir hundert und fünfzig Gulden für das Gemälde Rembrandts gegeben.

Die Züge des alten Meisters erheiterten sich und der Jörn verschwand aus seinem Herzen; er vergaß alles, um sich der Freude hinzugeben, die ihm der Erfolg seines Schülers verursachte.

Er nahm den Beutel mit Geld aus den Händen Brousmiches, lief in die Werkstätte, und ohne zu bemerken daß Niemand an der Arbeit war, schüttete er die Goldstücke zu den Füßen Rembrandts. Die Goldstücke hüpfen und erklangen mit einer wunderbaren Melodie auf dem Fußboden.

Die Augen Rembrandts sprühten Feuer und seine Hände zuckten nach dem Golde. Er unterdrückte jedoch seine Bewegung und begnügte sich damit, es mit dem Fuße zusammen zu scharren.

Ich danke Euch, Meister, sagte er hierauf gleichgültig und setzte seine Arbeit fort.

Aber mein Kind! Du verachtest ja das Gold? fuhr Meister von Zwanenburg fort, indem er dasselbe wieder in den Beutel that. Ich will zu Louisen gehen und sehen, ob sie eben so gleichgültig ist.

Und mit kindischer Freude lief er zu Louisen auf ihr Kämmerchen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Neujahrmorgen.

Drei Skizzen aus dem Leben.

Von A. von Clermont.

I.

Emma.

Der Kinder treue Liebe,
Sie lohnt der Eltern Herz
Für alles Erdentrübe,
Für allen Erdenkummer!

Am Späbsternabend des Jahres 1835 erhellte die Lampe freundlich das niedere Wohnstübchen eines unansehnlichen Hauses in einem der engen Gäßchen der alten freien Reichsstadt Frankfurt. Zwei Jungfrauen saßen traulich an einem kleinen Tische, den sie nahe zu dem großen Ofen gezogen, und waren so eifrig mit ihrer Arbeit beschäftigt, daß sie nur dann und wann, wenn der Wind durch das Gäßchen toste und die Fensterladen in den Angeln schüttelte, von derselben aufsaßen. Der Geist der Eintracht schien über ihnen zu schweben und aus ihren Mienen sprach jene Zufriedenheit, die der Spiegel eines reinen Herzens ist und die uns die Erfüllung unsrer Pflicht gibt.

„Wie wird sich der gute Vater freuen“, unterbrach endlich Julie, die Älteste, zuerst das Schweigen, „wenn ich ihm Morgen zum Neujahrsgeſchenk diese schönen, warmen Strümpfe überreiche, deren Wolle ich selbst gesponnen habe. Betete ich nicht auch bei jeder Wasche für sein Wohl und bat ich nicht den lieben Gott, er möge uns noch lange diesen guten Vater lassen?“

„Und glaubst Du denn, Schwesterchen“, begann hastig die jüngere Schwester, „glaubst Du denn, daß die Mutter nicht zufrieden mit meinem Geschenke seyn wird? Sieh' doch wie schön die Pantoffel sind! Wenn ich auch nicht bei jedem Stiche für sie gebetet habe, so habe ich sie doch recht herzlich lieb und mein Herz häuft vor Freude, wenn ich an den morgenden Tag denke. Aber unsere arme Emma, was mag die wohl machen wollen? Sie hat, wie Du weißt, noch nichts angefangen und würde auch jetzt wohl schwerlich etwas fertig machen können: sie muß es mit einem guten Wunsche gut seyn lassen. Hat ihre aufopfernde Liebe denn nicht auch schon hinreichend gezeigt, wie sehr sie an der armen, kranken Mutter hängt? hat sie nicht seit Wochen Tag und Nacht an ihrem Krankenlager gewacht und sie gepflegt. Gewiß, gewiß, Julie, sie hat mehr gethan als wir beide; denn weder du noch ich haben das für die Mutter gethan.“

„Sie wollte ja nie haben“, erwiderte Julie, „daß wir ihr auch nur den kleinsten Dienst abnahmen, und wollte ja immer Alles selbst bereiten und ordnen für die Mutter. — Doch stille! da kommt Jemand! Geschwind die Arbeit auf die Seite! — Ach! bist Du es, liebe Emma; Du hast uns recht erschreckt, denn wir meinten es könne der Vater seyn. Nun, wie geht's der Mutter?“

„Gott sei Dank, besser! Es scheint als wolle mit dem Ende des alten Jahres auch ihre Krankheit ein Ende nehmen; sie äußerte den Wunsch, morgen zum ersten Male

wieder aufzustehen, um das neue Jahr froh zu begrüßen. Jetzt schlummert sie und ich bin zu Euch heruntergeschlichen, um zu sehen, wie weit Ihr mit Eurer Arbeit seyd. Ach! daß ich mit leeren Händen morgen vor den Eltern erscheinen muß! es ist das erste Mal seit ich mich erinnere! doch wenn die Hand auch leer, das Herz ist voll!“

So plauderten die drei Schwestern noch eine Weile, bis der Nachwächter sie an die späte Stunde erinnerte. Die wenigen Stiche und Maschen zur Vollendung ihrer Angebinde waren schnell gemacht, und alle drei lästeten sich und drohten sich scherzend morgen das neue Jahr abzugewinnen.

Julie und Marie schlummerten bald in ihrem Kämmerchen; aber der Schlaf senkte sich nicht in die Augen Emma's. Sie saß lauschend an dem Bette der siechen Mutter und wenn auch zuweilen die Augenlider, müde von dem vielen Nachwachen, sich schloßen und ihre Wachsamkeit täuschten, so war es doch nur für kurze Augenblicke. Aber die Mutter schlummert so sanft, der Athem geht so leise, daß es die sorgende Tochter ängstigt; sie beugt sich über die theure Pflegerin ihrer Kindheit, über die treueste Freundin ihrer Jugend, — aber der Kranken Züge lächeln so freundlich, daß Emma nur dem Almächtigen für die gesandte Rettung danken kann.

Endlich graut der Tag; eine freundliche Sonne grüßt den ersten Tag des neuen Jahres, grüßt die Menschen mit freundlichem Grusse von Oben und ist ihnen ein Wahrzeichen der ewig wartenden Liebe.

Emma hatte schon den Segenskuß von ihrer Mutter empfangen, die neugestärkt sich vom Lager erhob und sich in den bequemen Sorgesstuhl hatte setzen lassen. Der Vater war ihr behüßlich gewesen und die Familie wollte das Frühstück im Krankenzimmer einnehmen: da sprangen Julie und Marie, laut jubelnd, in das Zimmer, nahen sich den Eltern, überreichen ihnen die selbst verfertigten Neujahrsangebinde und sprechen einige Worte aus dem Herzen. Gerührt legen Vater und Mutter segnend die Hände auf die beiden lieben Kinder und drücken sie an's Herz; da traten Thränen in Emma's Augen; sie fühlte sich so arm, hatte keine Gabe den theuern Eltern zu überreichen. Sie mußte sich wegwenden, und ihr Gesicht in den Händen verbergend, wollte sie zur Thüre hinaus-eilen, aber die Stimme des Vaters hemmte ihre Schritte.

„Bleibe, Emma! Weine nicht, mein gutes Kind; komme näher. Du hast uns zwar nichts geschenkt, aber dennoch ist unser bester Segen für Dich! Deiner Pflege verdanken wir, nächst Gott, das Leben Deiner Mutter. Möge Gott, der Deine Liebe kennt, Dich so dafür belohnen, wie wir es wünschen, und möge Er Dir einst bei Deinen eignen Kindern die Wiedervergeltung finden und Dich fühlen lassen, was es heißt, brave, tugendhafte Kinder zu besitzen!“

Da ertönten die Glocken von der nächsten Kirche, um die Gläubigen zum Gebete zu rufen: der Vater entblößte das graue Haupt und Alle falteten schweigend die Hände und dankten im Herzen dem Geber alles Guten für dieses gute neue Jahr.

